

Der versteinerte Wald

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1897-1898)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der versteinerte Wald.

Nachdruck verboten.

Von Meinrad Vienert.

Es war in alten Zeiten. Damals waren die Leute noch dünn gesäet, nicht wie heutzutage, wo die Menschen übereinander und untereinander auf der Erde herumkrabbeln, wie die Käuse am Strubelkopfe eines alten Bettlers. Damals wurde auch noch heiß gegessen. Die Aelpler hatten eine ewige Weite an Boden und ihre Kühe standen nicht alle drehdickum am Grenzhag, wie die Zugerbieter. Die Butter war gelb wie die Sonne und nicht weiß wie Gyps und ein einziger Käse wog mehr als alle sieben Todsünden zusammen. Die Milch hatte einen Pelz, daß man hätte drauf tanzen können und die Schweine waren zart und rosenrot anzuschauen.

Aber eben deswegen wurden die Leute in jener Zeit übermütig und gottlos. Winterten sie im Tal, so hockten eine Schar Bauern zusammen in eine Stube, löffelten ein Feikmus nach dem andern und höhnten viele Kübel Welschen dickroten und neckten die Maitli, daß sie nicht mehr zu lachen und zu gigeln aufhören konnten von St. Andreas bis St. Josef. Und also hockten die Hirten beisammen wochenlang und schafften keinen Weltstreich, dachten bloß jeder: Friß und lauf, vielleicht steht morgen nimmer auf! War in einem Haus sauberer Tisch gemacht, so ging's ins andere und nicht mehr hinaus, bis auch da aufgeholzet war. Sömmerten die Hirten aber auf der Alp, so war der Teufel erst recht im Dach. Sie liefen dem unschuldigen Gewild nach und frevelten, was sie konnten und mochten. Kam einmal ein fremder Mensch daher, so spielten sie mit ihm wie die Kaze mit der Maus.

Also in einem Sommer, in der guten alten Zeit war es. Da wirtschaftete auf Silbern ein behäbiger Senn mit seinen zwei Söhnen und einem kleinen Maitli. Die Silbern war aber dazumal nicht wie heutzutage, bloß eine verwitterte und verkalkte Schafalp, sondern eine Alp voll Gras, schöneres nützte nichts. Hier nun hatte der Senn an einer Fluh seine Hütte und lebte muttergottseelenallein mit seinen Buben und seinem Maitli lustig und in Freuden. Schien die Sonne, so lagen alle auf den Rücken in den Plaketenblättern, rülpften und käszänneten in den blauen Himmel hinaus; wetterte es, so hockten sie um einen Holzstrunk in der Hütte und spielten mit Karten, die ein fahrender Gesell aus dem Welschland gebracht und fluchten dazu, daß es den Teufel rundum kitzelte, wie ein Maitli auf einem Heufuder. Der Senn aber hatte trotz all' dem Wohlleben einen großen Verdruß, er hätte statt seiner kleinen Steinhütte lieber ein großes stolzes Holzhaus auf der Alp gehabt. Aber soweit man

sah und so weit man kam, war auf Silbern keine einzige Wettertanne, geschweige denn ein Wald zu finden. Tagelang strich der Senn mit seinen Buben herum auf der Alp, bergauf, bergab, daß er fast den Rückweg nicht mehr fand, aber zu einem Wald kam er nie. Das ärgerte den Alten gewaltig und wie er nun eines Tages so lang er war in den Plaketenblättern lag und ein wenig die Welt auslugte, sperrte er das Maul auf und sagte trocken: „Ich wollt gern des Teufels sein, wenn er mir nur einen Wald wüßt, auf die Sorte käm's nicht an, man kann mit allem Holz bauen!“ da hüftelte es neben ihm. Verwundert lugte er sich um: ein altes zahnluckiges Weib kam daher gewackelt und grinste ihn seltsam an. „Ja was willst denn du, alte Niedhex, bist du dem Teufel aus dem Kessel gesprungen?“

„Hi hi hi, Vater“, sicherte die Alte, „ich wüßt dir wohl einen Wald auf Silbern, einen schönen Wald.“

„Was, du?“ fuhr der Senn auf, „du willst einen Wald wissen auf Silbern und ich hab' doch keinen gefunden und bin mit meinen Buben die Welt darnach ausgelaufen. Willst mich fögeln, alte Elster?“

„Hi hi hi“, freilich weiß ich einen Wald, mit Stämmen so glatt wie Glas, aber die Sündflut ist darüber gegangen.“

„Was, du kommst mir so“, lärmte der Senn, griff nach einem Stein und schleuderte ihn wütend nach der Alten. Aber der Stein schien in der Luft abzuprallen, kollerte zu Boden und die Alte war verschwunden. Fluchend über Gott und Welt trampfte der Senn in seine Steinhütte und wollte schier verzweifeln darüber, daß er keinen Wald konnte finden zu einem ächten Häuslein.

Andern Tags, es war im Spätsommer und die Sonne funkelte wie ein neuer Hosentopf, fuhr der Senn ab mit seinem Sennten. Lustig tönte die schwere Treichle und weithin wiederhallte das Jauchzen der Aelpler. Dem Sennten voraus sprang das kleine muntere Maitli des Senntenbauers und neben der Schellenkuh lief der Alte und zu allerletzt stoffelten die Söhne als Treiber dem Zuge der mausfarbenen Kühe nach. Also stoffelten sie hurtig über die ewige Weite der Silbernalpen, vorbei an Felsmauern und über sammtweiches Weideland. Und das Murmeltier pfiß im Genöse und die Gemsen machten Luftsprünge vor Freude, da sie den Abzug des rohen Senntenbauers und seiner wilden Söhne sahen, nur um das Maitli tat's ihnen leid, das so hell lachen konnte, als hätte es ein Silberglöcklein im Herzen.

Wie nun der Senn so dahinfuhr, verdüsterte sich allmählig die Sonne und stiegen aus dem Albtal Nebel herauf wie wandelnde Gespenster und vom Ruchenglärnis her kam ein kalter Wind und brachte ebenfalls graue

flatternde Nebelfetzen. In kurzer Zeit war weder Weg noch Steg mehr zu sehen und fluchend und wetternd stampfte der Senn fürbas und nur mit größter Mühe gelang es den ingrimmig dreinschlagenden Söhnen, das Sennten beisammen zu halten. So zogen sie mehrere Stunden dahin und kamen doch nie ins Tal. Das Maiteli begann zu weinen und der Alte und seine Buben beschworen Himmel, Hölle und Fegfeuer, daß es schier wetterleuchtete. Plötzlich brauste der Wind heftiger, die Nebel jagten wild durcheinander und auf einmal riß sie der eiskalte Ramm des Biswindes auseinander und vor dem Senn und seinen Söhnen lag eine einsame Karrenwelt. Bockstill stand der Alte und schaute verwundert auf die ihm ganz unbekannte Gegend, er erinnerte sich nicht, jemals etwas hievon gesehen zu haben. Soweit er blicken konnte, dehnten sich die toten, ausgewaschenen Karren. Fluchend wollte er weiterfahren und sah sich nach einem bessern Weg um. Wie er aber genau Ausschau hielt und die Augen sogleich beschattete mit den Händen, schoß ihm vor freudigem Schreck jäh das Blut in den Kopf, denn mitten in der Karrenwelt, nicht allzuweit von seinem Standort vermeinte er etwas wie einen Wald zu sehen. Es schien ihm eine große Holzung zu sein, durch die einst ein Waldbrand gegangen sein mochte, denn die Baumstämme ragten kahl und leer aus den toten Karren. Einen Luftsprung tat der Senn und einen Jubuschrei: endlich, endlich war das Holz gefunden zu einem stolzen Haus, hatte ihm ein Zufall gegeben, das er jahrelang umsonst gesucht allüberall. Frohgemut rief er den Söhnen die Botschaft zu und lustig fuhr er mit dem Sennten vorwärts durch die verwaschene Steinwelt auf die Krüppelgestalten der Baumstämme zu. Allen voraus sprang getröstet das Maitli. Je näher sie der erstrebten Stelle kamen, desto phantastischer wuchsen die Stämme und Baumstrünke durcheinander und es war grad, als ob sie von Glas wären, so glänzten und glitzerten sie in der scheidenden Sonne. Und wie nun der Senn und seine Söhne hastig in die vermeintliche Holzung führen und still hielten, da strich es ihnen eiskalt die Rücken hinauf und die Haare stiegen ihnen zu Berge: Rings um sie herum standen und lagen wohl Baumstämme, verkrüppeltes Geäst und vielerlei Holzstrünke, aber alle waren verglast und versteinert — die Sündflut war darüber gegangen.

Sprachlos wurde der Senn und seine Söhne und starrten auf das versteinerte Gehölz, das um sie lag und stand wie die leblosen Grabsteine eines Kirchhofes. Dann aber kam Leben in den Senn. Grimmig schlug er mit den schweren Bergschuhen an einen versteinerten Baumstumpf und brüllte: So ist's also wieder nichts mit meinem schönen Haus, das ich mir so sehulich gewünscht habe; — jetzt wollte ich doch grad, daß der Teufel mich und die Alp, Hudel und Hab, Alles was mein ist, rübis und stübis

auch grad noch versteinerte, der verdammte Höllensfözel!" Laut auf lachten die Söhne und der Alte rief den Kühen und fuhr durch das Holz: „D ho ho ho, uh z' Büzeli, chom weidli chom!" Hurtig beinelte des Sennen Maitli voraus, huschte bald aus dem unheimlichen versteinerten Wald, warf den flachsheitern Tschupp herum und schaute nach seinem Vater und dem Sennten aus. Da mußte es etwas Entsetzliches sehen. Hinter ihm im versteinerten Gehölz ging mit schwerem Schritt der Vater und sah mit angstverzehrten Zügen nach dem nahen Waldausgang. Nur mühsam konnte er noch die Beine heben, wie einer der im Schlamm versinkt und mit verzweifelter Geberde streckte und rekte er die Arme nach dem Walde. Und ihm nach schlichen die Kühe ängstlich brüllend und dumpf grollte die schwere Treichle und hinter dem Sennten lärmten erst alle Echo weckend und dann leiser und leiser die Brüder und schlugen mit ermattenden Armen auf die schwerfälligen Kühe. Noch einen Ruck tat die Meienlobe, dumpf tschätterte die Treichle und noch einen Schritt tat der Senn und blieb mit erhobenem Fuß wie angewurzelt stehen. Entsetzt starrten die weit-aufgerissenen Augen nach seinem Kinde und der weitausgestreckte Arm schien nach dem Ausgang zu suchen. Und hinter ihm standen die Kühe starr und steif, mit offenen Mäulern und gesenkten Hörnern und bei ihnen mit verglasten Augen und erhobenen Stöcken standen die Söhne des Sennen. Tot und still lag der versteinerte Wald und nur die goldenen Sonnenstrahlen huschten flimmernd und scheu durch die starre Steinwelt.

Da schrie das Sennen Maitli fürchterlich auf und jagte mit flatterndem Tschupp über die Karren auf und davon und sah sich nicht um mit keinem Aug und hielt nicht Raft auf keinem Post, bis es beim Dämmern endlich in eine Hütte im Tal kam. Dort erzählte es mit fliegender Hast und hochroten Wangen, was es Ungeheuerliches erlebt und gesehen habe hoch droben auf Silbern. Erst schüttelten die Leute die Köpfe und wollten es durchaus nicht glauben und legten das Mägdlein ins Bett, weil sie meinten, es habe die Pottsucht. Als aber der Senn und seine Söhne samt den mausfarbenen Kühen nie anrücken wollten, gingen sie hinauf auf Silbern und da war es, als ob über die schöne Alp ein Bergsturz wär' niedergegangen. Statt der Weiden dehnten sich, wie weiße schäumende Wellen, verwaschene Karren allüberall aus und lagen mancherorts Felsblöcke übereinander gedonnert. Wohl suchten und suchten die Leute lange unter der Führung des Maitelis nach dem verlorenen Sennten und dem versteinerten Wald, aber weder das eine noch das andere war mehr zu finden. Da schüttelten sie die Köpfe und die Pelzkappen und ließen merken, daß es ihnen je länger, je mehr ungeheurig vorkomme in der Gegend und stoffelten heimzu. — Seither sind nun viele ewige Jahre verflossen und

das Sennten Maitli längst gestorben, aber vom versteinerten Wald hat niemand mehr etwas gefunden noch vernommen. Nur vor einigen Jahren ist einmal ein Jägermann zu mir gekommen und hat mir die Geschichte erzählt und dabei anvertraut, daß er sich einmal spät im Herbst auf der Gemsjagd verirrt habe auf Silbern und in den Karren nächtigen mußte. Der Mond habe schön heiter über die Karren gezündet, und wie er grad am Einschlafen gewesen sei, habe er weither aus den silbergleißenden Karren ein Muehen und das Läuten einer Senntentreichle vernommen und eine ferne Stimme habe gerufen: O ho ho ho, uh z'Büzeli, chom weidli chom! Das sei gläublich der alte versteinerte Silbernsenn gewesen mit seinem Sennten. Zuerst wollte ich's dem Jäger nicht recht glauben und zwinkerte nur so mit den Augen und schmalzte mit der Zunge, aber er wollte gleich einen Eid drauf tun, da mußte es halt doch wahr sein. Und so gebe Gott dem Senn und seinen Söhnen und allen, so dieses Geschichtlein lesen, Frieden und Ruhe in Ewigkeit!

Aus der Kinderstube.

Von L. Sturm.

1. Abhärtung.

Was bezüglich der Abhärtung an den Kindern gesündigt wird, geht geradezu ins Ungeheuerliche. Hier geschieht nicht ein Zuwenig, sondern ein Zubiel. Auf keinem Gebiete wird soviel unaussprechlicher Unsinn gemacht als bei der Abhärtung eines Kindes.

Säuglinge, denen man künstliche Wärme mit Wärmflaschen zuführt, werden in kaltes Wasser getaucht und Kinder im zweiten Lebensjahre, bei denen eine schnelle kalte Abwaschung des Halses und der Brust genügt, müssen minutenlang im kalten Wasser sitzen oder sich übergießen lassen. „Vieber Gott“, sagt ein Arzt, „hin und wieder übersteht so ein unglücklicher Wurm alle derartigen Mordversuche, aber wie viele Kinder gehen auch daran zugrunde oder es wird bei ihnen der Keim zu späteren schweren Lungenleiden und rheumatischen Affektionen gelegt.“

In dieser Beziehung kann der Mensch von den Tieren lernen; denn jedes Tier schützt instinktiv seine Jungen gegen die Einwirkungen der Kälte und sonstigen nachteiligen Witterungserscheinungen, nur das kleine Menschenkind wird ohne Gnade mit allen möglichen und unmöglichen Abhärtungsmethoden gepeinigt.